

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt.

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 20. 1888.

Der gnädige Herr vom Kellthal.

Roman
von
Georg Höcker.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Steinwiesbauer fühlte, wie ihm zuerst alles Blut aus den Wangen wich und dann mit verdoppelter Gluth nach seinem Kopfe zurückstrebte, wenn ihn ein Blick von ungefähr traf. Dann wurde er um so gröber und ausfallender, aber der Eindruck, welchen sein außergewöhnliches Gebahren auf die Leute machte, wurde dadurch nicht zerstört.

Vermochte aber der sonst so verschlossene und selbstbewußte Steinwiesbauer sein Aeußeres nicht gänzlich zu beherrschen, mußte er den Anderen nothgedrungen einen oberflächlichen Einblick lassen in sein seelisches Leben — wie schlimm mußte es erst um dieses bestellt sein!

In seinen Ohren gellte noch immer der nächtliche Ausschrei: „Der Steinwiesbauer!" — er brachte den Stimmenklang nicht mehr von sich und konnte ihn durch eigenes Schreien und Toben nicht mehr von sich abschüteln. Der Durst nach Rache hatte ihn verblendet — der Steinwiesbauer war einer jener Menschen, welche empfangene Beleidigungen mit Zins und Zinseszins zurückzuzahlen pflegen. Für den Schlag, mit welchem der Laderbauer das gestrige Wortgefecht zwischen ihnen gekrönt hatte, hatte der Xaver Steinwies ihm eine entsetzliche Rache zugeschworen. Körperlich rächen konnte er sich nicht an dem Pankraz Lader, denn dieser war schon stärker gewesen und hatte ihn dies empfindlich fühlen lassen, als Beide miteinander noch zur Schule gegangen und schon damals für erbitterte Widersacher gegolten hatten. Den Todfeind etwa zu verklagen und günstigen Falls ihn in eine Geldstrafe genommen zu sehen, das genügte dem rachsüchtigen Manne nicht. Er stimmte dem Versöhnungsversuche des dicken Ortsschulzen daher äußerlich zu, aber während dieser sich noch abmühte, eine Einigung zu Stande zu bringen, war in dem racheumdüsterten Gemüth des Xaver Steinwies schon der Plan entstanden, seinem Todfeind den rothen Hahn auf das Dach zu setzen. Jetzt, wo die Ernte beinahe vollständig eingeheimst in den Scheunen lag, mußte ein solcher Streich ein beinahe vernichtender Schlag für den Laderbauern sein.

Der Xaver Steinwies pflegte bei jeder Gelegenheit sich als Mann von echter Biederkeit zu rühmen, und man stimmte ihm von allen Seiten zu, denn es war von vornherein natürlich, daß der reichste Bauer im Ort ein Ehrenmann sein mußte.

Wo es aber galt, seinem Feinde einen harten Schlag zu versetzen, bebte der Steinwiesbauer selbst vor einem Verbrechen nicht zurück. Dazu war noch die halbe Trunkenheit gekommen, in welcher er sich schon befunden hatte, als ihm die Beleidigung vom Laderbauern zugefügt worden war. Die Aussicht, sich in ausgiebigster Weise rächen zu können, hatte dann eine wilde Lustigkeit in dem Steinwiesbauern erweckt, welche durch immer neues Trinken wo möglich noch gesteigert wurde.

Als ihm aber dann die neue selbstverschuldete Demüthigung passirte und er es erleben mußte, wie der Kunz Sterzinger den von ihm dargereichten Humpen zurückwies, wie er ferner das höhnische Aufleuchten in den boshaften Augen des Laderbauern anschauen mußte, wo gar kein Zweifel war, daß der Spott ihm galt, da begann die gezwungene lärmende Lustigkeit einem finsteren Brüten zu weichen. Der Steinwiesbauer begann ernstlich darüber nachzudenken, auf welche Weise er sein geplantes Vorhaben ausführen wolle.

Während der Laderbauer Pankraz sich noch vergnügte und ab und zu seinem gedemüthigten Gegner einen triumphirenden Blick zuwarf, malte sich der Xaver Steinwies schon im Stillen die Wollust aus, welche er empfinden würde, wenn das Haus und die reichen Erntevorräthe seines Feindes in Flammen aufgingen,



Teresina Tua. (S. 155)

So kam es, daß er schlechter und schlechter schoß, und daß der Sieg, welcher lange Zeit ihm hatte treu bleiben wollen, sich endgiltig auf die Seite des Laderbauern schlug. Der Steinwiesbauer aber achtete schließlich kaum mehr darauf, daß er der verlierende Theil wurde; während der Nacht noch wollte er seinen letzten Trumpf ausspielen und dann doch der Gewinnende sein, dachte er bei sich mit wilder Schadenfreude. Als dann Tusch geblasen, unter lautem Juchzen der Laderbauer Pankraz für das nächste Jahr zum Schützenkönig ausgerufen und dem Xaver Steinwies die Jahre lang siegreich behauptete Würde mit einem Male abgenommen wurde, vermochte dieser noch sein Gesicht zu einem Lachen zu verziehen, so daß Viele sich anstießen und meinten, für so nachgiebig hätten sie den Steinwiesbauern nicht gehalten.

Dann war die Nacht gekommen, und der Xaver Steinwies hatte mit seinem Anhang den Festplatz verlassen. Wie gewöhnlich hatte er sich zur Ruhe begeben. Die Stunde aber, welche er abwartend in seinem Bette wachend verbringen mußte, hatte ihm beinahe das Herz abgedrückt, so rachegierig und ungestüm pochte dasselbe in seiner Brust.

Endlich hatte er es wagen dürfen, an die Ausführung seiner Rache zu gehen. Er hörte die langsamen, friedlichen Athemzüge seiner schlafenden Frau und wußte, daß sie schwerlich vor Morgen wieder erwachen würde. So nahm er vom Wandschrank leise eine alte Laterne, welche immer dort zu stehen pflegte, damit er sie bei der Hand hatte, wenn es nächtliches Lärmen in den Ställen gab und er selbst Nachschau halten mußte, und verließ, ohne daß es Jemand ahnte, Haus und Hof.

Der Rachedurst trieb ihn mit rasender Eile durch die stockfinstere Nacht, und ob es auch eine gute Strecke war bis zu des Laderbauern Gehöft, so glaubte der Xaver Steinwies doch kaum sein Heim verlassen zu haben, als er schon keuchend vor dem Hause seines Widersachers stand.

Der Hofhund schlug an, aber daraus machte sich der Steinwiesbauer nichts, denn er wußte, daß die wachsamen Thiere auch auf seinem Hofe allnächtlich bellten, wenn nur ein Fuchs beutelüstern an dem Gehöft vorbeistreifte.

Das Uebrige ist uns bekannt.

Als der aus süßen Träumen geschreckte Kunz Sterzinger den Unhold erkannte, der sein verbrecherisches Wesen trieb, und mit bebenden Lippen: „Der Steinwiesbauer!" in die stille Nacht hinausschrie, hatte dieser entsetzt sein Taschenfeuerzeug und die Laterne fallen lassen, welch' letztere durch den entstehenden Luftzug erlosch, und war einem gehetzten Wilde gleich in den schützenden Wald zurückgestürzt.

Seit dieser Stunde aber hatte quälende Angst ihren Einzug in der Brust des Steinwiesbauern gehalten. Nicht daß er Gewissensbisse über seine That empfand, aber jener Ausruf des unbekannten Zeugen machte sein Herz kleinmüthig und verzagt.

Wer hatte ihn erkannt? Das war die beängstigende Frage, welche ihn ohne Aufhören mit Folterqualen bestürmte und ihn über Nacht zu einem Andern umgeschaffen hatte, der keinem Menschen mehr offen in die Augen zu blicken wagte.

Wer hatte ihn erkannt?

Der Klang der Stimme war an seinem Ohre verhallt, und nur der Sinn des Ausrufes in demselben haften geblieben. So sehr er jetzt nachgrübelte, er konnte sich gar keine bestimmte Persönlichkeit denken, die ihn in jenem schrecklichen Augenblicke hätte beobachten können, und deswegen fürchtete er jetzt in Jedem den Mitwisser seines finsteren Geheimnisses zu erblicken.

Sein Innerstes befand sich demzufolge in der schrecklichsten Erregung, und der stolze Bauer schauerte insgeheim vor der Möglichkeit zurück, als Brandstifter in das Zuchthaus wandern zu müssen.

Vor seinem geistigen Auge erschienen die Sicherheitswächter, welche ihn zu verhaften kamen, er sah sich angeklagt, gerichtet. Die Sinne wirbelten ihm durcheinander, und er durfte das Schreckliche nicht ausdenken. Ehe er die Schande auf sein Haupt genommen hätte, wäre er lieber auf den entlegensten Boden seines Gehöftes gestiegen und hätte sich an einem Dachsparren aufgehängt.

Dann aber kamen Augenblicke, wo der alte Trotz sich wieder in ihm aufbäumte. Wer wollte ihm etwas beweisen? — Und wenn der geheimnißvolle Rufer der vergangenen Nacht kam, ihn der Schuld zu bezichtigen, so wollte er es ihm auf den Kopf zusagen, daß er ein erbärmlicher Lügner sei.

Aber dann fiel dem Steinwiesbauern es plötzlich wieder heiß auf die Seele, daß er sein silbernes Taschenfeuerzeug vermißte, das jedes Kind als das seinige kannte, denn es war ein Prachtstück in seiner Art. Umsonst, daß der Bauer Alles darnach durchsuchte, so gut er es ohne Aufsehen zu thun vermochte — selbst seine Frau nach dem Verbleib zu fragen, hatte er nicht das Herz — nirgends fand sich eine Spur des vermißten Feuerzeuges.

So verging dem Steinwiesbauern der frühe Morgen unter Zittern und Zagen, und als dann zum Frühstück geläutet wurde, vermochte er kaum einen Löffel der Morgensuppe zu genießen. Seine Frau schaute ihn kopfschüttelnd an und frug ihn, ob ihm etwas fehle. Sie war eine stille, einfache Frau und gab sich bald zufrieden, als ihr Mann barsch abwinkte und knurrte, sie möge ihn in Ruhe lassen.

Um so mehr aber steckte das Gesinde am unteren Ende des Tisches die Köpfe zusammen, und mehr als ein bedenklicher Blick fiel auf den Steinwiesbauern, den dieser nur zu gut bemerkte.

Gleich nach dem Frühstück, das heute sehr kurz ausfiel, sprach der Ortsschulze auf dem Hofe vor.

Als der Steinwiesbauer Xaver diesen erblickte, mußte er stehen bleiben und nach Athem ringen.

Was wollte der Schulze in aller Frühe auf seinem Hof? Das hatte jedenfalls etwas zu bedeuten, denn der Steinwiesbauer unterhielt sonst nicht viel Freundschaft mit dem Schulzen Christian.

Unfähig, sich im Augenblicke vorwärts zu bewegen, blieb er deshalb mitten auf dem geräumigen Hofe stehen, mit weit geöffneten Augen das Näherkommen des Schulzen beobachtend.

Dieser stand endlich hart vor ihm und wischte sich mit seinem buntgeblümten Taschentuch den perlenden Schweiß von der Stirn.

„Uf," sagte er, nachdem das übliche Grüßgott zwischen den Männern gefallen war, „ein harter Weg zu Euch herauf, Steinwiesbauer — da heißt's Bergkraxeln und Schweiß lassen, besonders wenn's die Sonne gar so gut meint, wie heute Morgen."

Dabei pustete er laut und wehte sich mit dem Sacktuche Luft zu.

Der Steinwiesbauer begnügte sich, mit dem Kopfe zu nicken; dabei versuchte er, möglichst harmlos und gleichgiltig auszusehen. In Wahrheit hingen aber seine Augen mit verzehrendem Ausdrucke auf dem Gesichte des Schulzen Christian, gleichsam als wollten sie aus dessen Herzen die geheimsten Grundgedanken an das Licht ziehen.

Der Schulze blickte indessen wohlgefällig im Hofe umher. „Bei Euch sieht's gut aus," sagte er dann und nickte nachdrücklich mit dem Kopfe, „ja, ja — 's kann's aber auch Keiner so machen, wie der Steinwies Xaver — der hat eben Batzen und Guldenstücke genug im Sack, haha!"

„Man macht's, wie man's kann," gab der Steinwiesbauer zurück, welchen das gespendete Lob, das er sonst wohlgefällig hingenommen haben würde, heute völlig unberührt ließ. Er merkte es wohl, daß der Christian etwas auf dem Herzen hatte, und es bekümmerte ihn um so mehr, als der dicke Mann mit der Sprache nicht recht heraus wollte.

Der Schulze steckte inzwischen sein Sacktuch wieder ein und räusperte sich vernehmlich.

„Was mir da einfällt," sagte er nach einer Weile wie beiläufig, „der Kunz Sterzinger ist wieder gekommen aus der Stadt —"

„Ich weiß," bestätigte der Steinwiesbauer kurz. „Hat mich schon gestern belästigt."

„Haha," lachte der Schulze, „das habt Ihr mir zu verdanken."

„So — Euch?"

„Freilich wohl — er hat mich nit in Ruhe lassen und in einem fort Auskunft haben wollen über seine Dirn', die Lene."

„Die geb' ich nit heraus," entgegnete der Xaver Steinwies mit überraschendem Eifer, „hab' ich mich ihrer angenommen und für sie gesorgt all' die Jahre hindurch, so will ich auch jetzt 'was haben von ihr im Schaffen. Er soll mir nur kommen, der Lump — die Dirn' darf nit vom Hof — ich duld' und leid's nit — das wär' ja von ihr auch ein himmelschreiender Undank —"

Der Schulze blickte den so grundlos sich in die Hitze Sprechenden verdutzt an.

„Nun, was habt Ihr denn — ich glaub' am End', Ihr seid mit dem linken Fuß aufgestanden," sagte er dann. „Davon redet ja kein Mensch, daß Ihr die Dirne herausgeben sollt — 's ist ohnehin ja noch die Frag', ob sie der Lump überhaupt will — und dann wird das Madel selbst nit die größt' Sehnsucht haben, sich so einen Vater zuzulegen —"

„Glaub's selber," stieß der Steinwiesbauer kurz hervor. „Wollt's auch Keinem gerathen haben."

„Aber wißt Ihr," sagte der Schulze und dämpfte seine Stimme zu einem vertraulichen Flüstern, „fatal ist's doch mit dem Sterzinger —"

„Wie so meint Ihr?"

„Hm, unter uns gesagt — wir sind doch wohl zu schnell damals daran gegangen, sein Hab' und Gut zu versteigern."

Der Xaver Steinwies athmete innerlich erleichtert auf. Jetzt glaubte er zu wissen, warum der Schulze auf seinen Hof gekommen war, und die Beruhigung, welche er über diese Wissenschaft empfand, gab ihm einen Theil seines alten Selbstbewußtseins zurück.

„Was redet Ihr da, Schulze," entgegnete er deshalb in bärbeißigem Tone, „hab' ich nit den ganzen Krempel zusammen gekauft und ihn bezahlt mit harten Dukaten?"

„Das wohl," gab der Andere heimlich zur Antwort, „aber weil der Mord geschehen war auf'm Hof, hat Keiner darauf bieten wollen, und so habt Ihr ihn für ein Sündengeld bekommen."

„Holla, was sagt Ihr?"

„Hm, frei heraus — wir sind ungerecht verfahren gegen den Sterzinger."

„Was Ihr nit sagt?" lachte der Steinwiesbauer höhnisch auf. „Steht mir der Hof nit noch immer leer?"

„Das wohl, aber —"

„Nit einmal ein Knecht will dort wohnen, weil die Resi Sterzinger darin umgehen thät."

„Ja, aber die Wiesen und die Aecker — der Sterzinger hat ein schönes Gut gehabt."

„Ei was," unterbrach ihn der Xaver Steinwies, der seinen ganzen Hochmuth wieder zurückgewonnen hatte, „wenn Ihr's zu billig verkauft

habt, so ist das Eure Sache, ich hab's bezahlt mit meinem guten Geld, und es ist mir zugeschlagen worden, wie's recht ist."

„Von dem redet ja kein Mensch," suchte der Schulze zu begütigen. „'s ist nur von wegen dem armen Teufel — er hat nichts und 'rauskriegen thut er nicht mehr viel — und wenn Ihr kein Einsehen habt —"

„Ich?"

„Nun, ein paar Hufen könntet Ihr ihm schon ablassen und das Mordhaus dazu — die Gemeinde müßte ihn sonst unterhalten —"

„Nicht das Schwarze unter'm Nagel geb' ich heraus," stieß der Bauer heftig hervor. „Das habt Ihr mit der Gemeinde abzumachen — mich geht's nix an."

Ueber die Gesichtszüge des Schulzen Christian zuckte ein grimmiger Zorn, denn es wurmte ihn gewaltig, daß der Steinwiesbauer ihn in der Verlegenheit sitzen ließ, und noch dazu in so hochfahrender Weise.

„Wie Ihr wollt," sagte er deshalb verbissen. „Man wird sich daran erinnern, wenn Ihr die Gemeinde einmal brauchen solltet, Steinwiesbauer."

Dieser brach in ein höhnisches Gelächter aus.

„Ich und die Gemeinde brauchen," sagte er dann protzig, „eher geht die Welt unter — laßt Euch heimgeigen, Schulz', mit Eurem Gerede."

Der Schulze Christian drehte sich halb herum, als ob er gehen wollte. Dann schaute er noch einmal zu dem Steinwiesbauer und meinte trocken: „Wenn Ihr die Gemeinde auch nit braucht, so hat diese doch Geld zu gut von Euch —"

„Das ist eine Lüge, Schulz' — ich bin Niemand 'was schuldig, nit einmal einen falschen Kreuzer."

„Aber der Gemeinde seid Ihr Strafe schuldig von heut' Nacht!"

Der Steinwiesbauer wurde auf einmal erdfarben im Gesicht, und durch seinen Körper ging ein heftiges Zittern.

„Von heut' Nacht?" brachte er mühsam hervor, während seine Augen den Schulzen wild anstierten. „Was wollt Ihr sag'n damit, Schulz'?"

„Ei nun, Ihr seid nit zum Löschen gekommen, das ist wohl bemerkt worden," entgegnete dieser, dem Bauern noch immer halb den Rücken kehrend.

Der Xaver Steinwies wagte noch immer nicht recht aufzuathmen.

„Löschen — ich, der Steinwiesbauer?" stieß er kurz hervor. „Ist mein Gesinde nit bei der Hand gewesen?"

„Jeder Gemeindebürger ist dazu verpflichtet," gab der Schulze im Amtstone zurück. „Das wißt Ihr auch recht wohl, Steinwiesbauer!"

Der Bauer hatte seinen Blick noch immer mit durchdringendem Ausdrucke auf den Ortsschulzen gerichtet. Die plötzliche Wendung des Gespräches hatte ihn überrascht und erschreckt. Wußte der Schulze am Ende mehr, wie er sich merken ließ? Die alte, verzehrende Angst wollte von Neuem die Glieder des Steinwiesbauern durchschauern, und er mußte mehrere Male vergeblich zum Sprechen ansetzen.

„Laßt mich in Frieden," stieß er endlich rauh hervor. „Es kann mich kein Mensch dazu zwingen, meinem Feinde beizuspringen."

„Aber das Gesetz verlangt's," entgegnete der Ortsschulze lauernd. „Ihr seid nit mehr, als die Anderen auch —"

Der Stich saß, und zu jeder anderen Zeit hätte der Schulze eine Gegenantwort erhalten, welche seine Freundschaft für den Steinwiesbauern nicht gerade erhöht hätte. In diesem Augenblicke jedoch schnürte diesem die Angst fast die Kehle zu.

Er gab deshalb keine Antwort, sondern stellte sich möglichst breitspurig mit den Händen in den Hosentaschen vor den Schulzen hin, als ob er diesem beweisen wolle, daß er sich aus der ganzen Sache auch nicht das Geringste mache.

„Ein solches Brandunglück ist aber auch unerhört in den Bergen," sagte der Schulze plötzlich mit besonderem Nachdrucke, „ein solches hat's nit gegeben, so lange ich mich erinnern kann, und das geht schon ein gut's Stück zurück. Nicht nur, daß dem Laderbauern Alles verbrannt ist bis auf die Grundmauern, und die gesammte Ernte obendrein — die Versicherung ist ihm auch schon im Frühjahr abgelaufen gewesen, und er hat sie noch nit erneuert, weil er's immer wieder hinausgeschoben hat."

Der Steinwiesbauer konnte sich nicht überwinden, sondern mußte einen unartikulirten Schrei ausstoßen. So war der Laderbauer zum Wenigsten schwer geschädigt, und er — der Xaver — von heute an unbestritten der Erste im Dorf — das hieß in der That vollkommene Rache! In seinem Herzen bäumte sich ein wildes Triumphgefühl auf. Wenn nur die gräßliche Angst vor Entdeckung nicht gewesen wäre — der nächtliche Schreckensruf gellte ihm noch immer in den Ohren.

„Geschieht ihm recht, dem Tropf!" stieß er deshalb voll grimmiger Rachbegierde heraus. „Ich wollt', er hätt' mitverbrennen müssen in den Flammen."

Der Schulze fuhr erschreckt mit der Hand gegen den Mund des Anderen und schaute den Steinwiesbauern starr an. „Daß Euch nit der Herrgott gehört hat — wie kann man nur so rachbegierig sein," sagte er langsam.

Der Steinwiesbauer ballte die Fäuste, und die Adern auf der Stirn schwollen ihm dick an. In diesem Momente beherrschte ihn kein anderes Gefühl, als dasjenige der befriedigten Rachsucht.

„Das war für den Schlag!" schrie er, unfähig sich zu beherrschen, und schüttelte zähneknirschend eine Faust in die leere Luft.

Der Ortsschulze trat bestürzt einen Schritt zurück und schaute dem Andern fassungslos in das wildglühende Gesicht. Plötzlich schien dem Manne eine unheimliche Ahnung zu kommen, denn er trat wieder auf den Steinwiesbauern zu und hatte die Hände wie beschwörend zusammengefaltet.

„Steinwies Xaver — um Gottes willen," stieß er jäh hervor. „Der Schlag vom gestrigen Tag — und heut' Nacht das Feuer — steh' mir Gott bei, Ihr — Ihr —"

Der Steinwiesbauer stand mit herabgesunkenen Händen da, sein Mund war weit geöffnet und die starren Augen drangen ihm weit aus den Höhlen hervor. Das Herz drohte ihm still zu stehen vor gräßlicher Angst und Erwartung, welch' fürchterliche Beschuldigung der nächste Augenblick ihm bringen werde.

So vergingen einige bange Sekunden, während welcher die Blicke der beiden Männer unabläßig auf einander ruhten.

Der Ortsschulze faßte sich zuerst.

Der Verdacht, welcher in seiner Seele gegen den Steinwiesbauern rege geworden war, erschien ihm doch zu gräßlich, und er war im Begriffe, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Als er aber nochmals wie von ungefähr den Blick über das schreckensbleiche Antlitz des Xaver Steinwies gleiten ließ, stutzte er von Neuem, denn er kannte den stolzen, hochfahrenden Sinn des Bauern. Er mußte sich jetzt sagen, daß der Steinwiesbauer ihn unter gewöhnlichen Verhältnissen in jäh auflodterndem Zorne über die schwere Beschuldigung zu Boden geschlagen haben würde — einerlei, was für Folgen eine solche That mit sich bringen werde. Statt dessen aber stand der Steinwiesbauer wie gelähmt da und vermochte aus dem weitgeöffneten Munde kein Wort der Abwehr hervorzustammeln. Der Ortsschulze war kein besonderer Menschenkenner, aber aus den schreckensstarren Augen des ihm gegenüber Stehenden sprach zu unverkennbar die Angst eines bösen Gewissens zu ihm.

Als deshalb nach einer langen Weile der Steinwiesbauer sich ermannen und in schäumenden Zorn über die erhobene Beschuldigung ausbrechen wollte, hatte der Argwohn schon festen Sitz in dem Herzen des Ortsschulzen gefaßt, und all' die wuthentbrannten Ausrufe des Andern machten so gut wie keinen Eindruck mehr auf ihn.

„Um Christi willen, Steinwies Xaver," sagte er mit bebenden Lippen, während er sich scheu umwandte, ob auch kein Anderer seine Worte zu vernehmen im Stande wäre, „ich darf's nit ausdenken, was in mir lebt —"

Der Steinwiesbauer versuchte ein höhnisches Lachen aufzuschlagen, was ihm indessen nur unvollkommen genug gelang.

„Schwatzt den alten Weibern Euren Schnack vor — ich hab' keine Zeit für so 'was," sagte er deshalb grob.

Der Ortsschulze schüttelte nur bedenklich den Kopf und schaute den Andern mit sonderbaren Blicken an.

„Ihr werdet Euch rechtfertigen müssen, Steinwies Xaver," sagte er langsam und nachdrücklich, „denn ich darf den Verdacht nit bei mir behalten —"

Der Steinwiesbauer lachte rauh auf.

„Da schlag' doch's lebendige Gewitter 'nein," schrie er wild, „Sternsakra und kein End' — meint der alte Esel, ich hätt dem Lump —"

Er brach ab und schaute mit verdrossenem Gesichtsausdrucke vor sich hin.

„Eure Schmeichelnamen könnt Ihr für Euch behalten," sagte der Ortsschulze schärfer, als er es sich sonst wohl gegen den Steinwiesbauern erlaubt haben würde, „aber mit Verlaub, ich will Euch nit länger aufhalten — das Gericht muß ohnehin bald aus der Stadt kommen, da muß ich auf dem Platze sein."

„Viel Glück auf den Weg," schrie der Steinwiesbauer dem sich entfernenden Anderen höhnisch nach, „und vergeßt nur Euren sauberen Verdacht nit."

„Gewiß nit," rief der Schulze ärgerlich über den Spott zurück.

„Sei nur sicher, ich vergesse Dir's auch nit — Du alter Esel!" schrie der Steinwiesbauer wieder und ballte drohend eine Faust hinter dem Davonschreitenden her.

Der Schulze gab indessen keine Antwort mehr, sondern durchschritt im nächsten Augenblicke das hohe hölzerne Hofthor und entschwand bald den Blicken des ihm Nachschauenden.

(Fortsetzung folgt.)

Teresina Tua.

(Mit Porträt auf Seite 153.)

Die vielgenannte „Geigenfee" Teresina Tua, deren Porträt wir auf Seite 153 bringen, hat zu Turin im Jahre 1868 als Kind armer Eltern das Licht der Welt erblickt. Der Vater war ein Violinspieler, der sich durch Ertheilung von Unterricht kümmerlich durchschlug, und auch der erste Lehrer seines Töchterleins wurde. Durch einen Zufall wurde eine reiche Russin, Madame Rosen, auf das achtjährige Kind aufmerksam und erbot sich, Teresina auf das Pariser Konservatorium zu schicken. Dort entfaltete sich ihr Talent rasch und glänzend, sie errang dreimal den ersten Preis, hatte sich der Gunst der Königin Isabella von Spanien und der Gattin des Marschalls Mac Mahon zu erfreuen und wurde von Ersterer zur Kammervirtuosin ernannt. Nach ihrem Abgang vom Konservatorium begann Teresina Tua dann im Jahre 1879 ihre wiederholten Kunstreisen, durch welche der Name der anmuthigen jungen Künstlerin in Europa und Amerika berühmt geworden ist. Sie konzertirte erst in Frankreich, dann in Spanien und Italien, in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, wie Rußland und den vereinigten Staaten von Nordamerika und fand überall die glänzendste Aufnahme. Ihre Technik ist von einer

staunenswerthen Sicherheit, und auch in Bezug auf Kraft und Tiefe der Auffassung hat sie seit ihrem ersten Auftreten große Fortschritte gemacht.

Die Jagd auf Giraffen.

(Mit Abbildung.)

Die durch ihre merkwürdige Gestalt bekannte Giraffe, welche vom südlichen Saume der Sahara bis in die Nähe des Oranjeflusses, in den Binnenwäldern Afrikas heerdenweise vorkommt, wird viel gejagt, denn sie liefert ein schmackhaftes Wildpret, die Haut gibt vortreffliches Leder, der harte Huf Material zu Hornarbeiten und die Schwanzquaste hübsche Fliegenwedel. Das hochgestellte Auge der Giraffe beherrscht aber, da der Kopf fünf bis sechs Meter hoch über dem Boden erhoben ist, einen weiten Gesichtskreis und entdeckt daher jede ihr nahende Gefahr schon von Weitem; auch Geruchssinn und Gehör sind sehr fein ausgebildet, so daß die Thiere außerordentlich schwer zu beschleichen sind. Die Eingeborenen jener afrikanischen Urwälder, welche den Standort der Giraffe bilden, erlegen daher das Thier entweder auf großen Treibjagden, an welchen ganze Stämme theilnehmen, um ein Rudel Giraffen einzukreisen, oder sie fangen es in Fallgruben, denen die Thiere zugetrieben und worin sie dann mit Wurfspeeren getödtet werden. Die europäischen Jäger aber und die arabischen, welche auf dieses edle Wild nicht minder erpicht sind als die Neger, verfolgen die Giraffenrudel zu Pferde, bis sie an eines der flüchtenden Thiere, oft erst nach mehrstündiger Hetzjagd, dicht genug herangekommen sind, um einen sicheren Schuß abgeben zu können. Alsdann springt der Jäger — wie auf unserer Abbildung zu sehen — schnell vom Pferde und streckt das mächtige Thier mit einem wohlgezielten Büchsenschusse hinter das Schulterblatt zu Boden.

Der Hofmaler des alten Dessauer's.

Historische Erzählung

von

Georg Jachmann.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Landstraße, welche von Torgau über Großenhain auf dem rechten Elbufer nach Meißen führt, herrschte im Dezember des Jahres 1745 reges, kriegerisches Leben. Der hart gefrorene Boden, welchen nur eine dünne Schneeschicht bedeckte, erzitterte unter der Last der dahinrollenden schweren Geschütze, ein Regiment folgte dem andern, und die langen Reihen des Trains vermochten sich kaum daneben Platz auf der Straße zu schaffen. Aller Orten in der Umgegend hieß es, die große preußische



Jagd auf Giraffen.

Armee unter dem berühmten Feldmarschall Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau wolle das sächsische Heer, das bei Meißen in geschützter Stellung stand, angreifen und dort den Uebergang über die Elbe erzwingen. Das Grenadierregiment Alt-Anhalt, welches die Nacht hindurch marschirt war, rückte eben in das Dörfchen Priestewitz, wo sich heute die Eisenbahn nach Kottbus abzweigt, ein, und die Dorfbewohner, meistens Weiber und Kinder, denn die kräftigen Männer waren ausnahmslos von den Kriegsfuhren in Anspruch genommen, schauten am Eingang des Dorfes neugierig dem militärischen Schauspiel zu, als unter heftigem Peitschenknallen des Kutschers ein zweiräderiges unbedecktes Gefährt, einer Karre mehr ähnlich als einem Wagen, dahergerollt kam. In demselben saß außer dem edlen Rosselenker, der dem Anscheine nach noch nicht lange den Pflug verlassen hatte, eine untersetzte, starkknochige Gestalt in abgeschabtem, blauem Militärrock; ein kleiner dreieckiger Hut ohne jeden Schmuck bedeckte das dichte graue Haar, das in einem kurzen Zopf endigte, und ließ das wettergebräunte Gesicht, welches zwei glänzende schwarze Augen zu einem höchst bedeutenden machten, gegen den scharfen Ostwind, der die Landstraße herabblies und dem Offizier Wolken von feinen Schneekörnern entgegenwehte, unbeschützt. Daneben ritt im scharfen Trab ein Offizier des Leibkürassierregiments, und die Kompagnieführer von Alt-Anhalt traten dem Gefährt ehrfurchtsvoll aus dem Wege, während die Grenadiere dasselbe mit lautem Hurrah begrüßten. Der alte Offizier war kein Anderer, als Fürst Leopold selbst.

Der Wagen hielt an und der General richtete sich auf. „Wie geht's, Grenadiere?“ rief er mit scharfer Stimme über das vorrückende Regiment hin, indem ein musternder Blick aus seinen Adleraugen über die Reihen glitt.

„Gut, Euer Durchlaucht!“ scholl es aus dem Gliede zurück.

Der alte Dessauer schmunzelte. „Seid gestern um Eure Nachtruhe gekommen, Kinder,“ sagte er, indem er über den gefrorenen struppigen Schnurrbart strich, „aber Ihr sollt auch Euren Lohn dafür bekommen, Alt-Anhalt soll morgen zuerst attakiren!“

Ein einstimmiges Hurrah brauste ihm als Antwort aus den rauhen Kehlen seiner Grenadiere entgegen.

Der alte Fürst blickte sich, während das Regiment in strammer Haltung vorüberzog,

Humoristisches.

Kleine Ursachen große Wirkungen!

Von **Max Scholtz.**



Ein ungezog'ner Bube pickt
Mit einer Nadel sehr geschickt
Durch eines Herren Hose.



Da dreht der Herr sich einfach um,
Gibt Eins dem Individuum,
Die Wirkung, die war große.



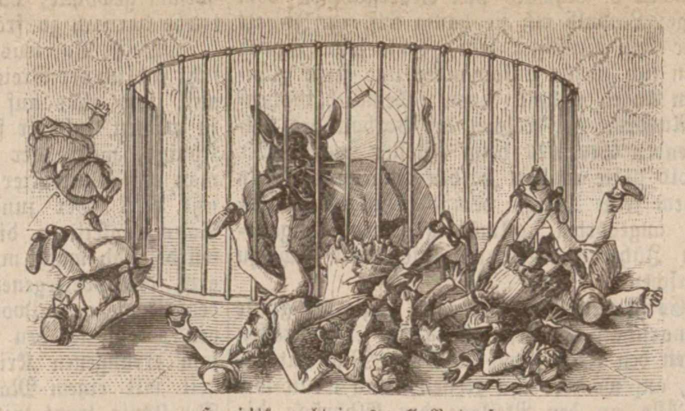
Ein Jüngling trifft wo eine Maid
Und schenkt ihr aus Bescheidenheit
Nur 'ne ganz kleine Rose;



Sie aber fliegt ihm an den Hals,
Er fliegt ihr ditto ebenfalls,
Die Wirkung, die war große.



In's Nasenloch streut Jemand blos
Dem schlafenden Rhinoceros
Den Inhalt seiner Dose;



„Hazzi!!" macht jenes voll Verdruß,
Das dröhnt' wie ein Kanonenschuß,
Die Wirkung, die war große.



Im Walde ruht ein Damenkreis,
Da hebt sich unverhofft und leis
Ein Schlänglein aus dem Moose;



Aufspringen, Zetermordgeschrei,
Nach allen Winden, eins, zwei, drei,
Die Wirkung, die war große.

um und gewahrte den lungernden Haufen Dorfbewohner.

„Ihr Schwerenöther da!“ rief er drohend, „habt Ihr nichts Besseres zu thun, als zu gaffen? Scheert Euch nach Hause, Ihr Weibsleute, und kocht den Soldaten Suppen, damit die Leute etwas Warmes in den Leib bekommen! Wer von Euch weiß den nächsten Weg durch den Wald nach Kottwitz und Winkewitz?“

Ein alter Mann in dürftiger Kleidung trat aus dem Haufen hervor.

„Wer bist Du, Kerl, und was hast Du für eine Hantierung?“ schrie ihn der Fürst an.

„Ich bin der Priestewitzer Sauhirte, Euer Durchlaucht aufzuwarten!“ antwortete der Zerlumpte.

„Na, dann komm herein in die Karrete, wenn Du den Weg weißt!“

Der Fürst machte dem Sauhirten Platz, und dieser stieg zögernd ein. Das Gefährt hatte sich wieder in rasche Bewegung gesetzt und jagte auf schmalem Pfade durch den Wald. Der arme Alte fühlte sich an der Seite des Gewaltigen nicht wenig beklommen und wagte nicht, die Füße in den Wagen zu ziehen. Eine Weile sah der alte Dessauer, der unter seinem rauhen Aeußeren ein echt menschliches Herz barg, dem wunderlichen Gebahren des Hirten zu, dann aber schnauzte er den devoten Gefährten drastisch genug an: „Kerl, strecke die Pfoten herein, wie sich's gehört, glaubst Du etwa, daß die meinigen von Marzipan sind?“

Vor Winkewitz, welches bereits an der Elbchaussee liegt, wurde der Alte entlassen und seine Mühe mit einem harten Friedrichsthaler belohnt; aber erst in Broschwitz, im Angesicht der Meißener Elbbrücke, stieg der greise Fürst aus.

Im Pfarrhause, welches schnell zum Hauptquartier des Feldmarschalls umgewandelt worden war, erwarteten ihn zahlreiche Offiziere aller Waffengattungen, darunter auch der Generallieutenant v. Lehwald mit Expreßbriefen vom Könige; Leopold riß sie hastig auf, ihr Inhalt konnte kein günstiger sein, denn seine Lippen kniffen sich zornig aufeinander und seine glänzenden Augen nahmen jenen unheimlich drohenden Ausdruck an, welcher der Vorbote des losbrechenden Sturmes beim Fürsten war; aber Leopold hatte in dem halben Jahrhundert, in welchem seine Dienste dem preußischen Königshause angehörten, allmählig gelernt, jugendlichen Jähzorn niederzukämpfen und sich zu beherrschen.

„Es ist gut, Herr General,“ sagte der greise Feldmarschall mit fester Stimme, „wir greifen morgen den Feind, wie es Seine Majestät befiehlt, an, wo wir ihn treffen, und wenn wir uns Alle an den Pfeilern der Elbbrücke die Köpfe zerschmettern müßten! Machen Sie meinen Vorsatz der Avantgarde bekannt! Der König schreibt mir hier von einem Künstler, den er zu meinem Gefolge abgeordnet habe, um die Gegend und die feindlichen Stellungen aufzunehmen, wo ist der Bursche?“

Der General präsentirte einen kleinen, schwächlich aussehenden jungen Mann mit hübschem, freundlichem Gesicht, dessen lebhafte Züge den französischen Typus unverkennbar wiedergaben.

Fürst Leopold maß den Fremden, die Stirne runzelnd, von Kopf bis zu Fuß, dann rief er in heftigem Tone: „Ja, was will Er denn eigentlich hier, bei mir gibt's kein Amüsement, keine Kurzweil, ich brauche Soldaten und keine Farbenkleckser; Er ist ja kaum fünf Schuh hoch!“

„Ich denke, Durchlaucht,“ versetzte bestimmt der Jüngling, „daß nicht die körperliche Größe den Mann macht, sondern der Geist!“

„Ha, ha, ha!“ lachte der alte Haudegen, „fehlgeschossen! Die Courage macht den Mann! Und Er sieht mir gerade so aus, als wenn Er davon viel besäße!“

Der Franzose richtete sich verletzt auf. „Stellen mich Eure Durchlaucht auf die Probe,“ rief er, „und dann urtheilen Sie selbst!“

„Das soll Er haben!“ versetzte Leopold, indem er ihn scharf fixirte. „Hört Er den Donner? Das wird die Musik sein, die uns täglich begleitet, es sind die feindlichen Kanonen! Herr General,“ wandte er sich darauf an Lehwald in höhnischem Tone, „das feine Herrchen will die Meißener Brücke und die feindliche Stellung zeichnen; 's ist ein anziehendes Schauspiel, lassen Sie ihn auf den bestgelegenen Punkt führen, damit er Alles genau sehen kann! Er kann gehen!“

Als sich der Maler entfernt hatte, rief der Fürst seinen jüngsten Sohn, der im Kreise der diensthuenden Offiziere stand, heran.

„Dietrich,“ sagte er, „weißt Du in Deinem Regiment einen erprobten Grenadier, dessen Schädel zu hart ist, als daß Kugel und Säbel ihm etwas anhaben könnten?“

„O ja, Vater!“ versetzte der Prinz, „den Peter Diebel von der ersten Kompagnie!“

„So, ja, den kenne ich auch,“ nickte der alte Soldat, „das ist der Sohn meines Wildwärters in Wörlitz, das ist der geeignete Kerl dazu! Also den Peter Diebel, Herr General,“ wandte er sich darauf wieder an Lehwald, „geben Sie dem Maler als Begleiter, der wird ihm schon zeigen, daß nur Courage den Mann macht!“

Der General salutirte und verabschiedete sich; von den Adjutanten verließ Einer nach dem Anderen mit Aufträgen das Zimmer, und nur Vater und Sohn blieben in dem Studirstübchen des Pfarrers zurück. Eine Zeit lang herrschte tiefes Schweigen, Fürst Leopold hatte sich mit einem Seufzer in einen Stuhl geworfen, und wenn auch Prinz Dietrich sah, daß eine schwere Last den alten Vater bedrückte, so wagte er, von Jugend auf an strengen Gehorsam gewöhnt, doch nicht aus eigenem Antriebe darnach zu fragen.

„Weißt Du, was Undank ist, mein Sohn?“ fuhr endlich der Greis aus seinem tiefen Sinnen auf, und ohne auf die Antwort des Prinzen zu warten, fuhr er fort: „Undankbar sind die Könige, welche der Dienste vergessen, an die man ein Lebensalter lang Blut und Ehre gesetzt hat! Der junge König klagt mich der Saumseligkeit an, die Alles zu Grunde richten würde, und macht mich für einen schnellen Angriff des überlegenen feindlichen Heeres mit dem Kopfe verantwortlich. Und kann ich fliegen? Soll ich den in vielen Schlachten mühsam errungenen Kriegsruhm durch Tollkühnheit mit einem Male auf das Spiel setzen? Der König traut mir nicht mehr, darum schickt er mir einen Spion, der mich überwachen soll. Aber ich will dem französischen Windhunde schon das Handwerk verleiden; der eitle Narr glaubt einen alten Soldaten wie mich mit seinen Narretheien anzuführen, als ob ich nicht wüßte, daß König Friedrich doch schon zu alt ist, um noch mit Bildern zu spielen. Schade um Deinen braven Grenadier, den ich dabei nutzlos auf's Spiel setze, für den französischen Spion aber ist eine Kugel noch zu gut. Du sollst sehen, Dietrich, was der Kerl für Beine macht, wenn die Kugeln erst um ihn brummen!“

„Aber wäre es nicht möglich, Vater,“ meinte der Prinz, „daß Dein Argwohn ein unberechtigter wäre, daß der König aus kriegswissenschaftlichen Gründen die Zeichnungen anfertigen ließe, daß der Maler doch ein ehrenwerther Mensch wäre?“

„Belehre mich doch nicht, Junge!“ versetzte der Fürst ärgerlich, „ich kenne meine Vögel schon an den Federn, er ist ein Franzos, und von denen taugen die Besten nichts! Morgen früh wollen wir uns einmal wieder sprechen, Du wirst sehen, er hat die Feuerprobe nicht ausgehalten!“

„Und was ist aus dem Kerl geworden, dem Maler mit dem französischen Namen?“ fragte der greise Fürst am anderen Morgen den General v. Lehwald, als er von einem der Hügel, die vor Meißen auf dem rechten Ufer liegen und mit preußischen Geschützen besetzt waren, den Feind beobachtete.

„Ah, Durchlaucht meinen Monsieur Gautier?“ versetzte der General lachend.

„Na, Sie lachen?“ meinte Leopold, „der Franzos hat wohl die Luft vor dem Feinde nicht vertragen können?“

„Nicht doch, Durchlaucht, der drollige Kerl sitzt dort unten, gerade den feindlichen Batterien gegenüber, und zeichnet unbekümmert um die herumfliegenden Kugeln.“ Damit zeigte er mit dem Degen auf eine Stelle im Vordergrund, die den Geschossen des Feindes am meisten ausgesetzt war.

„Der Deibel!“ rief der alte Haudegen überrascht, indem er mit dem Fernrohr den Grund besichtigte, „wahrhaftig, da steht unser braver Grenadier daneben, Gewehr bei Fuß, als wenn die Kugeln, die herübersausen, von Chokolade wären. Thun Sie mir die Liebe, Herr General, und lassen Sie mir die Beiden durch Signale zurückrufen.“

Der Maler schien es auch jetzt noch nicht besonders eilig zu haben; er packte gemächlich seine Zeichenmappe zusammen und verließ langsamen Schrittes mit seinem Begleiter die Feuerlinie.

„Na, Courage hat Er,“ rief ihm der Fürst schon von Weitem entgegen, „nun zeige Er nur auch, daß Er ein ehrlicher Kerl ist. Aber begreifen mag's ein Anderer, was Seine Kunst uns hier im Felde nützen soll. Zeige er einmal das Geschmiere her!“

Der Maler überreichte kaltblütig die Zeichnung.

„Ja, was soll denn das eigentlich heißen?“ frug verwundert der Feldherr, indem er den Plan überblickte. „Er malt hier oberhalb der Brücke bei Kehlen ganz munter eine Furt in die Elbe, ja, wenn die da wäre, dann brauchten wir hier nicht so lange zu liegen!“

„Durchlaucht, die Furt ist in der That da,“ versetzte der Franzose ruhig, „hier, wo die Eiche angegeben ist, ist die Elbe passirbar, denn ich habe mit eigenen Augen einen feindlichen Husaren heute Morgen durchreiten sehen!“

Einen Augenblick wußte der Fürst wie seine kriegerische Umgebung bei dieser Eröffnung nicht, was sie sagen sollten.

„Wenn das wahr ist, Kerl,“ schrie endlich Leopold in seiner natürlichen Heftigkeit, „dann lasse ich Ihn in Gold fassen und Er bleibt mein Freund, bis sie meine Knochen in's Grab legen! Herr Oberst v. Asseburg,“ wandte er sich an den stattlichen Führer der Leib-Kürassiere, „lassen Sie Ihr Regiment sogleich aufsitzen, um Kehlen herumreiten, und die Furt überschreiten!“

Der Offizier salutirte und sprengte davon.

„Kann Er reiten?“ wandte sich dann der Feldmarschall wieder an den jungen Maler.

„Zu Befehl, Durchlaucht!“ war dessen prompte Antwort.

„So, das freut mich,“ antwortete Leopold, „dann lasse Er sich sogleich ein Pferd von den meinigen geben, und schließe Er sich dem Leib-Kürassierregiment als Wegweiser an!“

Es war in der That so, wie Monsieur Gautier angegeben hatte, zwar ging das Wasser der Elbe den Pferden bis zum Bauche, aber das Regiment passirte den Fluß, ohne einen Mann zu verlieren. Infolge dessen sah sich die feindliche Artillerie, welche die Brücke beherrschte,

genöthigt, ihre Stellung zu verlassen und sich nicht ohne Verlust eiligst nach dem Questenberg und auf Korbitz zurückzuziehen. Schon am Nachmittage stand ein großer Theil des preußischen Heeres jenseit der Elbe. —

Als der Fürst in Meißen des Malers ansichtig wurde, umarmte er ihn herzlich.

„Er ist der bravste Kerl, den die Sonne bescheint!" rief er. „Der alte Dessauer hält sein Wort, Er bleibt bei mir! Wenn Er nur einen anderen Namen hätte! Wie heißt Er doch?"

„Gautier, Durchlaucht!" versetzte der junge Mann lächelnd.

„Na, wenn Er bei mir bleibt," meinte der Alte, „den französischen Namen muß Er ablegen!"

„Gautier heißt im Deutschen ‚Walter'," warf Prinz Dietrich ein, der dabei stand.

„Ei, ei, was das Nestküken gelehrt ist!" lachte Leopold. „Wenn aber dem so ist, so heißt Er von heute an ‚Walter'! Und noch eins, mit dem Bratenfrack, den Er da anhat, und dem Federkiel von Degen an der Seite mag ich Ihn auch nicht mehr sehen. Wer von Ihnen, meine Herren, will ihn in's Regiment übernehmen?" wandte er sich an die umstehenden Stabsoffiziere.

„Ich nehme Herrn Gautier sehr gern!" rief Prinz Dietrich lebhaft.

„Walter heißt er, Junge!" schrie der alte Haudegen. „Nimm ihn hin, er wird Dir Ehre machen! Und nun vorwärts, meine Herren, daß wir den höflichen Herren Sachsen bald unser Kompliment machen können!" —

Zwei Tage darauf, es war am 15. Dezember 1745, standen sich die feindlichen Heere bei Kesselsdorf gegenüber, und alle Vorbereitungen zu jener berühmten Schlacht, die den zweiten schlesischen Krieg beendete, waren getroffen. Ehe das Signal zum Angriff gegeben wurde, ritt der Fürst noch einmal die Front des Heeres ab, hier und dort ein kräftiges Wort der Ermunterung seinen erprobten Grenadieren spendend. Als er an das Regiment seines Sohnes Dietrich kam, welches auf dem rechten Flügel den eis- und schneebedeckten Hügeln von Kesselsdorf gegenüber stand, sprang der Greis vom Pferde und umarmte seinen Sohn herzlich.

„Denke an Deine und Deines Hauses Ehre, und alles Uebrige überlasse dem dort oben, der die Schlachten lenkt!" rief der Vater. „Ihr werdet hier Arbeit genug bekommen, und Gott weiß, ob wir uns wiedersehen, denn die Schande einer Niederlage überlebte der alte Dessauer nicht. Also adieu, mein Junge!"

Der Feldmarschall küßte den Prinzen und setzte den Fuß wieder in den Steigbügel, als er Walter sah, der in der anhaltischen Regimentsuniform hinter seinem Sohne stand.

„Ei, ei," rief der Held lachend, indem er den Maler zu sich heranwinkte, „was will Er denn hier, mit dem Bleistift und Pinsel ist nun nichts mehr zu machen, mein Bester, jetzt geht's an's Dreinschlagen!"

„Ich wollte Eure Durchlaucht um die Gnade bitten," versetzte der junge Maler, „die Schlacht mit dem Regimente mitmachen zu dürfen, dessen Uniform zu tragen ich die Ehre habe!"

„Brav gedacht, mein Lieber!" nickte Leopold, indem er den jungen Mann wohlgefällig betrachtete, „aber das geht doch nicht so; die blauen Bohnen nehmen keine Rücksicht auf Künstler, und was wird Seine Majestät der König dazu sagen, wenn Ihm etwas begegnet?"

„Ei, Durchlaucht," versetzte Walter, „Seine Majestät wird mir dann, hoffe ich, wie jedem anderen braven Grenadier die Ehrensalve gönnen!"

„Laß ihn bei mir, Vater!" bat jetzt auch Prinz Dietrich; „ich habe Herrn Walter in den paar Tagen lieb gewonnen, so daß er mir fehlen würde! Zudem kann uns sein scharfes Auge bei dem unebenen Terrain von größtem Nutzen sein, also erfülle seine und meine Bitte!"

„Na, wenn's so steht," versetzte der Fürst nach kurzem Nachdenken, „dann soll sein Wille geschehen, vorausgesetzt, daß das Regiment ihn haben will." Im Augenblick saß er im Sattel. „Grenadiere!" rief er mit seiner weithin tönenden Stimme, „wollt Ihr den Kerl da, der uns vor Meißen so gute Dienste geleistet hat, als Kameraden haben, so reißt die Kehlen auf und schreit ein Hurrah, daß dem Feinde drüben angst und bange wird!"

Weithin über das Feld brauste der bejahende Ruf der Grenadiere vom Regiment Prinz Dietrich.

„Na, dann thut Eure Schuldigkeit, Jungens!" rief der Feldherr mit blitzenden Augen. „Nur wenn Ihr siegt, seht Ihr Euren alten General wieder!"

Er zog den Degen und sprengte in gestrecktem Galop davon. Bald darauf dröhnten die ersten Kanonenschüsse vom linken Flügel herüber, wo das Grenadierregiment Alt-Anhalt, wie es der Fürst ihm versprochen hatte, unter den Klängen des Dessauer Marsches den Angriff gegen Kesselsdorf begann. —

Die blutige Schlacht war geschlagen und der Sieg durch die Tapferkeit der preußischen Truppen erfochten. In der Ferne verhallten einzelne Kanonenschüsse, die man als letzten Gruß dem fliehenden Feinde aus eroberten Geschütz nachsandte. Kalte Winternacht mit flimmerndem Sternenzelt bedeckte den Grund und die Höhen von Kesselsdorf. Prinz Dietrich und der Maler Walter, die Beide ohne Wunden davongekommen waren, übernachteten in einem Zelt auf den waldigen Höhen des Tschonengrundes. Die Ereignisse der Schlacht hatten die Herzen der beiden jungen Männer, die eine natürliche Zuneigung gleich in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft zu einander gezogen hatte, noch fester verbunden. Beim Angriff auf die mit Eis und Schnee bedeckten Höhen waren die Beiden die Ersten gewesen, die, dem Regiment ein leuchtendes Beispiel, dem feindlichen Feuer entgegenstürmten, und während des ganzen Verlaufes der äußerst blutigen Schlacht waren sie nicht von einander gewichen. Schon am Abend der Schlacht hatte Prinz Moritz von Anhalt-Dessau, welcher als Generallieutenant den linken Flügel der preußischen Armee kommandirt hatte, dem alten Vater die frohe Nachricht gebracht, daß Prinz Dietrich unversehrt davon gekommen sei, und in aller Morgenfrühe des anderen Tages war dieser selbst in's Hauptquartier geeilt, um dem Fürsten die Einzelnheiten der Erstürmung der Kesselsdorfer Höhen zu erzählen.

„Und Dein Rekrut, Vater," rief der Prinz am Schlusse voll Enthusiasmus, „ist der Bravste der Braven gewesen, der Tapferste in meinem ganzen Regiment!"

„Mein Rekrut?" fragte der Feldmarschall verwundert. „Ja, Junge, wer ist denn das eigentlich?"

„Ei, Du hast ihn mir ja selbst zugeführt," lachte der Prinz, „erinnerst Du Dich denn des Malers nicht mehr?"

„Ah, den Franzosen meinst Du!" rief der Greis. „Das freut mich von Herzen, daß er sich als tüchtiger Kerl gezeigt hat, er ist doch hoffentlich davon gekommen?"

„Er hat das ganze Gefecht an meiner Seite mitgemacht," versetzte der junge Oberst stolz, „und ist unversehrt geblieben. Aber Vater," setzte er schmeichelnd hinzu, „Du hältst Dein Wort und läßt ihn auch nicht fort, wenn's mit dem Kriege aus ist und wir nach Dessau heimkehren!"

Der Fürst lachte und kraute sich verlegen in dem grauen Haar.

„Ja, ein Hundsfott, wer sein Wort nicht hält," sagte er dann, „aber sag' mir nur, was wir mit dem Kerl in Dessau anfangen sollen?"

„Ei," lachte Dietrich, „da weiß ich schon Rath, Du machst ihn zu Deinem Hofmaler!"

„Na, Junge, Du bist wohl toll!" rief der Alte, „auf meine alten Tage soll ich mich wohl gar noch abkonterfeien lassen, wie's die geschniegelten Herrchen in Frankreich thun? Ha, ha, ha!" lachte er, daß das kleine Stübchen dröhnte, „der alte Dessauer und ein Hofmaler!"

„Ach," meinte der Prinz, „Du glaubst gar nicht, wie sie sich zu Hause freuen würden, wenn Du ein solches Geschenk mit nach Hause brächtest!"

„So, so?" nickte der Fürst, „ich will's mir überlegen! Aber bist Du denn so sicher, daß der Maler nach Dessau mitgehen wird?"

„O, dafür stehe ich!" rief Dietrich, „Walter folgt mir überall hin!"

In diesem Augenblick dröhnte ein Kanonenschuß aus der Ferne herüber.

„Der König kommt!" sagte der Fürst, „mach', daß Du auf Deinen Posten kommst, wir sehen uns noch!"

Eiligst band er die Schärpe um, stülpte den Hut auf und eilte zur Thüre hinaus, König Friedrich entgegen; auch Prinz Dietrich sprengte bald darauf in Carrière zu seinem Regiment zurück. —

Als König Friedrich den greisen Sieger von Kesselsdorf auf sich zukommen sah, stieg er vom Pferde, ging ihm entblößten Hauptes entgegen und umarmte ihn herzlich. Der Fürst mußte ihm die einzelnen Stellen des Schlachtfeldes zeigen, und Augenzeugen behaupten, daß dies die glücklichsten Augenblicke für den alten Feldherrn gewesen seien, als er vor der Front seines siegreichen Heeres die glänzenden Lobsprüche des großen Königs empfing.

Als bald darauf der Friede von Dresden abgeschlossen worden war, begleitete Walter den Fürsten Leopold von Anhalt nach seiner Residenzstadt Dessau. Der Maler war sein Leben lang dem Prinzen Dietrich in engster Freundschaft verbunden und verließ das kleine Städtchen an der Mulde nicht wieder. Er war in seinem Alter dort eine der bekanntesten Persönlichkeiten, und den Fremden zeigte man das kleine Männchen mit den langen weißen Locken im mächtigen blauen Mantel als den „Hofmaler des alten Dessauer's".

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Fatales Mißverständniß. — In den Charakterzügen des Grafen Hahn-Neuhaus erzählt der Schauspieler Mayer folgende ergötzliche Geschichte: Eines Tages hatten wir eine Probe von „Romeo und Julie". Die meisten Mitglieder hatten die Gewohnheit, ehe die Probe begann, sich um den Grafen zu scharen, um seine pikanten Anekdoten zu hören, die er oft zum Besten gab. Die Versammlung fand gewöhnlich vor der Thüre des Schauspielhauses statt. Der Graf unterbricht diesmal selbst seine Anekdote, schiebt die Brille auf seine Sokratesstirne (eine Gewohnheit des Grafen Hahn, wenn er etwas in der Nähe genau sehen wollte) und macht uns auf einen Haufen Menschen aufmerksam, der sich durch die Straße zu uns herwälzt. Ein Gendarm, hoch zu Roß, hatte einen Menschen an den Steigbügel festgebunden und dieser so Transportirte war zu unser Aller Schrecken unser College Karl Unzelmann. „Herr Graf, retten Sie mich!" rief der Mime, als er des Grafen ansichtig wurde, „Herr Graf, man verhaftet mich als Mordbrenner." — Da nun aus Unzelmann nichts weiter herauszubringen war, so ersuchte der Graf den Gendarmen, ihm die Sache soweit aufzuklären, als er selbst davon unterrichtet sei. Der gute altenburgische Landgendarm erzählte Folgendes: Er habe auf dem Amte zu Borna den Befehl erhalten, den Räuber und Mordbrenner Moor nach Altenburg zu transportiren, und ihn der Behörde zu übergeben; dies werde und müsse er auch thun.

Der Graf versprach dem total vernichteten Unzelmann, sich für ihn zu verwenden und ermahnte ihn, ruhig dem Gendarmen zu folgen. Unzelmann blieb fünf Tage als Räuber Moor im Gefängniß. Da klärte sich die Sache höchst komisch auf. Unzelmann hatte sich in einem Dorfwirthshause mit Bauern betrunken, bekam Händel und wurde ohne Weiteres an die Luft gesetzt. Draußen schrie er den tobenden Bauern zu: „Ihr Halunken, wißt Ihr, wer ich bin? Ich bin der Räuber Moor, Räuber und Mordbrenner!“ Und damit taumelte er von dannen. In der Nacht bricht zu Unzelmann's Unglück in der Nähe dieses Ortes ein unbedeutendes Feuer aus. Sofort wird von den Bauern auf den Räuber Moor eifrig gefahndet. Endlich findet man unseren Mimen in einer Scheune, wo er seinen Rausch ausschlafen wollte. Der Ortsschulze ruft ihm zu, ob er Moor wäre? Unzelmann antwortet in seinem Dusel: „Ja wohl, Räuber und Mordbrenner!“ Ehe er sich erheben konnte, war er von den Bauern gebunden und so dem Amte übergeben. Der Graf befreite Unzelmann aus seiner Haft, indem er dem Herzoge von Altenburg den ganzen Vorgang mittheilte, der herzlich darüber lachte und den Befehl ertheilte, Unzelmann in Freiheit zu setzen. Letzterer erhielt durch des Grafen Verwendung vom Herzoge noch ein ansehnliches Reisegeld und machte, daß er weiter kam. [M. L.]

Eine sonderbare Sparkasse. — Der französische Dichter Johann de Rotrou (geb. zu Dreux 1609, gest. 1650), ein Mitglied der französischen Akademie, war ein außerordentlich leichtsinniger Spieler und infolge dessen trotz seiner literarischen Einnahmen gewöhnlich in Geldklemme. Er hatte aus dem Grunde, um nicht Alles auf einmal verlieren zu können, für sich eine höchst sonderbare Sparkasse erfunden. Sobald er von einer Schauspielertruppe das Honorar für ein Stück erhielt, warf er das ganze Geld auf einen Reisighaufen, den er in der Ecke seines Arbeitszimmers hatte. Gerieth er nun in Geldnoth, so ging er an diese improvisirte Sparkasse; die Mühe, die ihm das Heraussuchen des Geldes aus dem Reisig machte, verursachte zugleich, daß er nicht Alles auf einmal fand, sondern daß immer noch ein letzter Nothpfennig übrig blieb. [J.]

Der Adlerthurm in Rüdesheim.

Der Adlerthurm in Rüdesheim.

(Mit Abbildung.)

Das durch seine köstlichen Weine berühmte Städtchen Rüdesheim auf dem rechten Rheinufer am Fuße des Niederwaldes hat manche bauliche Denkmäler aus alten Zeiten, die das Interesse des Reisenden fesseln. Eines derselben ist der gothische Adlerthurm am Rheinufer (siehe die Abbildung), welcher aus dem 12. Jahrhundert stammt, etwa 21 Meter hoch ist und vier Stockwerke hat, die durch eine Wendeltreppe im Innern verbunden sind. In letzteres gelangt man durch das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts angefügte Gebäude der Scholl & Hillebrand'schen Weinhandlung, deren Inhaber gern die Besichtigung des Thurmes gestatten. Das Erdgeschoß des einst zu Zwecken der Stadtvertheidigung aufgeführten Adlerthurmes diente in alten Zeiten als Verließ; die Mauern haben hier eine Stärke von 3,6 Meter und sind außen von einer Ringmauer umgeben, welche jetzt zu einer schattigen „Laube“ mit herrlicher Aussicht auf den Strom und dessen beide Ufer umgewandelt ist. Die harmonischen Verhältnisse des Thurmes und der schöne, rein gothische Zinnenkranz mit vier sechseckig ausgekragten Thürmchen und Strebepfeilerchen verleihen dem wohlerhaltenen Bauwerk einen zu der lieblichen Landschaft passenden Charakter und machen ihn zu einer Zierde von Rüdesheim.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösungen von Nr. 19:

des Bilder-Räthsels: Man sollte jede Frage mit Freundlichkeit beantworten;
der Charade: Reisetasche.

Räthsel.

Vier Laute sind's, draus fügest Du im Spielen:
Dein irdisch Theil — ein scharfes Instrument —
Ein schwer Metall — des Herzens tiefstes Fühlen.
Nun sage, wie ein jedes wohl sich nennt. [Braunau.]

Auflösung folgt in Nr. 21.

Diamant-Räthsel.

```
        a
      a a a
    a a a b c
  d d d d e c e
e e e e i k k l l
  m m m m n n n
    n n o o r
      s s t
        w.
```

Nach dem Muster obiger Figur und aus deren Buchstaben sind zu bilden:

1) Ein Buchstabe. 2) Ein alttestamentarischer Götze. 3) Etwas Verhüllendes. 4) Ein deutscher Politiker. 5) Eine Person aus einem Shakespeare'schen Trauerspiel. 6) Ein berühmter deutscher Tenorist. 7) Bezeichnung für Wohlgeruch. 8) Eine Vorsilbe. 9) Ein Buchstabe.

Die horizontale und vertikale Mittellinie ergeben das Gleiche, eine Person aus einem Shakespeare'schen Trauerspiel.

Auflösung folgt in Nr. 21. [Adolf Nagel.]

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.